

EMMANUEL CARRÈRE

DER WIDERSACHER

Aus dem Französischen
von Claudia Hamm

Mit einem Gespräch zwischen
Emmanuel Carrère und Claudia Hamm



Matthes & Seitz Berlin

Boden schlug, und sah seine Beine im oberen Teil der Box in der Luft rudern. Die Polizisten rund um ihn taten ihr Möglichstes, um seinen schweren, von Zuckungen durchschüttelten Leib in ihre Gewalt zu bringen, dann führten sie ihn ab, er schluchzte und zuckte immer noch.

Ich habe geschrieben, »dass einem das Blut in den Adern gefror«. An diesem Tag wurde mir klar, welche Wahrheit auch in anderen Floskeln stecken kann, denn nach seinem Abgang senkte sich tatsächlich »eine Totenstille« herab, bis die Richterin steif verkündete, die Sitzung werde für eine Stunde unterbrochen. Erst als alle den Saal verlassen hatten, begannen die Leute zu murmeln und zu mutmaßen, was gerade geschehen war. Die einen sahen in diesem Anfall ein willkommenes Zeichen von Emotion, hatte er bis dahin doch so gleichgültig gewirkt, die anderen hielten es für ungeheuerlich, dass dieser Mann, der immerhin seine Kinder umgebracht hatte, bei der Erwähnung eines Hundes derartige Gefühle zeigte. Manche fragten sich, ob er sie nur gespielt habe. Ich hatte eigentlich mit dem Rauchen aufgehört, doch nun schnorrte ich von einem alten Gerichtszeichner mit weißem Bart und langem Zopf im Nacken eine Zigarette. »Haben sie kapiert, was sein Anwalt gerade versucht?«, fragte er mich. Nein, nichts kapierte ich. »Er will ihn knacken. Er merkt, dass zu wenig Gefühl im Spiel ist, dass das Publikum ihn kalt findet, also will er die Schwachstelle in seinem Panzer zeigen. Aber was ihm nicht klar ist: Was er da macht, ist brandgefährlich. Ich weiß, was ich sage, ich schleppe diese Mappe seit vierzig Jahren durch alle Gerichtssäle Frankreichs, ich habe ein Auge dafür. Dieser Typ ist *schwer* krank, die Psychiater müssen verrückt sein, ihn für verhandlungsfähig erklärt zu haben. Er kontrolliert sich, er hält alles unter Kontrolle, nur so hält er durch, aber wenn man anfängt, ihn an der Stelle zu kitzeln, an der er sich nicht kontrollieren kann, wird er vor aller Augen platzen, und ich sage Ihnen, das wird grauenhaft. Wir glauben, einen Menschen vor uns zu haben, aber das ist kein Mensch mehr, das ist seit Langem kein Mensch mehr. Der ist wie ein schwarzes Loch, der fliegt uns geradewegs in die Fresse, Sie werden sehen. Die Leute wissen nicht, was Wahnsinn ist. Wahnsinn ist entsetzlich. Es ist das Entsetzlichste auf der Welt.«

Ich nickte. Ich dachte an *Schneetreiben*; er hatte mir gesagt, diese Erzählung sei eine exakte Beschreibung seiner Kindheit. Ich dachte an die große, weiße Leere, die sich nach und nach in ihm ausgebreitet hatte, bis nichts mehr übriggeblieben war als dieser Scheinmensch in Schwarz, dieser Abgrund, aus dem jener eisiger Hauch wehte, der den alten Zeichner so erstarren ließ.

Die Anhörung wurde fortgesetzt. Durch eine Spritze wieder auf die Beine gebracht, versuchte er, seinen Anfall zu erklären: »... dass Sie von diesem Hund gesprochen haben, hat in mir Erinnerungen an Geheimnisse in meiner Kindheit wachgerufen, Geheimnisse, die schwer auszuhalten waren ... Vielleicht schickt es sich nicht, hier von den Leiden meiner Kindheit zu sprechen ... Ich konnte darüber nicht sprechen, meine Eltern hätten mich nicht verstanden und wären enttäuscht gewesen ... Ich habe damals nicht gelogen, aber ich habe meine tieferen Gefühle nie jemandem anvertraut, nur meinem Hund ... Ich war immer heiter, und ich glaube, meine Eltern haben von meiner Traurigkeit nie etwas geahnt ... *Ich hatte damals nichts anderes zu verbergen, doch diese Angst, diese*

Traurigkeit, die habe ich verborgen ... Sie wären sicher bereit gewesen, mir zuzuhören, auch Florence hätte mir sicher zugehört, aber ich konnte nicht sprechen ... und wenn man einmal in dieser Mühle gefangen ist, niemanden enttäuschen zu wollen, dann zieht eine Lüge die nächste nach sich, und daraus wird dann ein ganzes Leben ...«

Eines Tages war dieser Hund verschwunden. Das Kind – das zumindest erzählt der Erwachsene – verdächtigte seinen Vater, ihn mit dem Karabiner erschossen zu haben. Entweder weil er krank war und der Vater seinem Sohn ersparen wollte, ihn mit dem Tod ringen zu sehen, oder weil er etwas so Schlimmes getan hatte, dass seine Tötung die einzig mögliche Strafe gewesen war. Eine letzte Möglichkeit wäre, dass der Vater die Wahrheit gesagt hatte und der Hund wirklich verschwunden war, aber die hatte das Kind scheinbar nie in Betracht gezogen, so selbstverständlich wurde die fromme Lüge in dieser Familie praktiziert, in der die Vorschrift doch lautete, nie zu lügen.

Während des gesamten Prozesses riefen die Hunde in seinem Leben heftigste Gefühle in ihm wach. Seltsamerweise nannte er nicht einen von ihnen beim Namen. Ständig kam er auf sie zu sprechen. Um Ereignisse zurückzudatieren, erwähnte er ihre Krankheiten und die Sorgen, die er sich um sie gemacht hatte. Mehrere Leute hatten den Eindruck, dass er bewusst oder unbewusst etwas auszudrücken versuchte und sich dafür der Tränen bediente, die ihm diese Geschichten in die Augen trieben, dass etwas durch diese Bresche nach außen dringen wollte, dieses Etwas letztlich aber nicht herauskam.

Als Internatsschüler am Gymnasium von Lons-le-Saunier war er ein unsportlicher Einzelgänger, den weniger die Mädchen einschüchterten, die für ihn einen anderen Planeten bewohnten, als die gewitzteren Jungen, die behaupteten, mit Mädchen zu gehen. Er gibt an, sich in die Gesellschaft einer imaginären Freundin geflüchtet zu haben, die er Claude nannte und von der sich die Psychiater fragten, ob er sie nicht nachträglich erfunden habe, um ihnen zu gefallen. Erwiesen dagegen ist, dass er sein Philosophie-Abi mit »sehr gut« bestand und bei der Prüfung im Juni 1971 von den drei vorgeschlagenen Themen seines Schulsprengels die Frage ausgewählt hatte: »Gibt es die Wahrheit?«

Um die Aufnahmeprüfung für das Studium der Wasser- und Forstwirtschaft zu absolvieren, schrieb er sich in die Vorbereitungsklasse des angesehenen Lycée du Parc in Lyon ein, und dort lief es schlecht für ihn. Er erwähnt eine Mutprobe, zu der man ihn gezwungen habe, und versichert gleichzeitig, sie sei nicht gemein gewesen. Hat man ihn gedemütigt? Als Reaktion darauf wurde er krank, er bekam ständig Stirn- und Nebenhöhlenentzündungen, und das erlaubte ihm, nach den Herbstferien nicht mehr nach Lyon zurückkehren zu müssen und sich stattdessen für den Rest des Schuljahres bei seinen Eltern zu verkriechen.

Was in diesem Jahr in Clairvaux passiert ist, könnte nur er sagen, und er sagt es nicht. Es ist ein Loch in seinem Lebenslauf. In einem Dorf im Jura sind die Winternächte lang. Man igelt sich ein, schaltet früh das Licht an und beobachtet durch Gardinen und Nebel hindurch die Hauptstraße. Die Männer gehen ins Café, doch er nicht. Er trat kaum vor die Tür und sprach mit niemandem als mit seinen Eltern, die er im Glauben halten musste, an

einer körperlichen Krankheit zu leiden, denn jede Art von Zweifel oder Melancholie hätten sie als Marotte abgetan. Er war groß und stämmig und hatte einen molligen, schlaffen Körper mit den Ausmaßen eines Erwachsenen und dem Fleisch eines ängstlichen Kindes. Sein Zimmer, das er während seiner Internatsjahre kaum bewohnt hatte, war ein Kinderzimmer geblieben. Es muss es bis zu jenem Tag zweiundzwanzig Jahre später geblieben sein, an dem er seinen Vater darin ermordete. Ich stelle mir vor, wie er auf seinem zu klein gewordenen Bett liegt und an die Decke starrt, plötzlich in stumme Panik gerät, weil es schon dunkel ist, und sich mit Lesen betäubt. Seine Eltern besaßen fast ausschließlich Sachbücher über den Wald und über Hauswirtschaft, eine Regalreihe mit Büchern über den Zweiten Weltkrieg und ein paar fromme Werke. Um Romane machten sie einen Bogen, ihr Sohn musste schon krank sein, damit sie ihm Geld gaben, um sich im Presseshop, dessen Taschenbuchständer selten neu befüllt wurde, welche zu kaufen. Sie hatten ihn für einen Vorbereitungskurs im Fernstudium eingeschrieben. Jede Woche – und das war ein kleines Ereignis in diesem Haus, in dem man selten Post bekam – brachte der Briefträger einen großen, lachsfarbenen Umschlag mit schlechtklebender Lasche, den man nach getaner Arbeit zurücksenden musste, um auf die nächste Sendung zu warten, die die Korrekturen und Noten enthielt. Er unterwarf sich dem Ritual, doch erledigte er die Aufgaben wirklich? Auf jeden Fall muss es eine Zeit gegeben haben, in der er sein Pensum nur der Form halber erfüllte und, ohne dass er darüber zu sprechen gewagt hätte, seine Entscheidung reifte, nicht in die Vorbereitungsklasse zurückzukehren, das heißt, auf ein Studium der Forstwirtschaft zu verzichten.

Man wollte einen Förster aus ihm machen und er schreibt sich für Medizin ein. Diese Neuausrichtung zeugt auf den ersten Blick von der Entschlossenheit, einem Zwang die eigene Vorliebe entgegenzusetzen. Doch er behauptet, sich nur widerstrebend dazu durchgerungen zu haben. Die gesamte Akte hindurch beschreibt er immer wieder ausführlich seine Liebe zum Wald, die er von Aimé geerbt habe, der jeden Baum als lebendiges Wesen betrachtet und lange nachgedacht habe, bevor er einen zum Fällen bestimmte. Das Leben eines Baumes kann sechs Menschengenerationen umfassen – mit diesem Maßstab habe dieser auch das eines Individuums gemessen und es organisch in sechs Generationen von Vor- und Nachfahren eingebettet betrachtet. Er erklärt, er hätte sich nichts Schöneres vorstellen können, als im Wald zu leben und zu arbeiten wie alle in seiner Familie immer schon. Warum hat er dann darauf verzichtet? Ich nehme an, er hatte wirklich den Wunsch, Förster zu werden wie sein Vater, er sah, dass sein Vater geachtet wurde und echte Autorität besaß, kurz, er bewunderte ihn. Im Lycée du Parc dann prallte diese Bewunderung auf die Verachtung von jungen, gutgestellten Großbürgerssprossen, Söhnen von Ärzten oder Rechtsanwälten, für die ein Forstverwalter irgendein untergeordneter Hinterwäldler war. Selbst auf einem höheren Niveau, selbst mit einem Studium an einer Elitehochschule, muss ihm der Beruf seines Vaters plötzlich nicht mehr erstrebenswert erschienen sein und er sich dafür geschämt haben. Er träumte von sozialem Aufstieg – ein für einen guten Schüler ja nicht abwegiger und mit der Wahl des Arztberufs durchaus realisierbarer Wunsch – und empfand wie jeder sensible Mensch, der sich über

sein Herkunftsmilieu erhebt, die tiefe Zerrissenheit, seine Familie zu verraten und gleichzeitig ihre sehnlichsten Hoffnungen zu erfüllen. »Ich wusste, wie enttäuscht mein Vater sein würde«, berichtet er, doch sein Vater scheint kein bisschen enttäuscht gewesen zu sein, sondern anfangs vielleicht ein wenig besorgt, dann aber bald und auf naive Weise stolz auf den Erfolg seines Sohnes. Wohl deswegen ist er gezwungen zu sagen, sein Verzicht sei *für ihn selbst* eine schmerzliche Enttäuschung gewesen und er habe sich für die Medizin als Notlösung entschieden, ohne dass ihn irgendeine innere Neigung dazu gedrängt habe.

Die Vorstellung, Kranke zu versorgen und leidende Körper zu berühren, war ihm zuwider, das hat er nie verhehlt. Erstrebenswert hingegen erschien ihm, Wissen über Krankheiten zu erwerben. Doktor Toutenu jedoch, einer der Psychiater, die ihn untersuchten, erklärte während des Prozesses, er könne nicht glauben, dass ihm jedes Interesse für die Medizin gefehlt habe. Es habe etwas in ihm gegeben, aus dem ein echter und guter Arzt hätte werden können, und – sonst hätte er diesen Weg nicht gewählt – eine dieser mächtigen unbewussten Motivationen, ohne die nichts zu erreichen ist: den Wunsch nämlich, die Krankheit seiner Mutter zu verstehen und sie vielleicht sogar zu heilen. Und da es in dieser Familie schwierig war, zwischen einem verbotenen psychischen Leiden und seinen erlaubten organischen Äußerungsformen zu unterscheiden, wagte Doktor Toutenu sogar zu behaupten, er hätte ein ausgezeichneter Psychiater werden können.

Doch es gab noch einen Grund, sich in Lyon für das erste Studienjahr Medizin einzuschreiben: Florence, eine entfernte Cousine, die er manchmal auf Familienfesten traf, hatte sich ebenfalls dort immatrikuliert. Florence wohnte mit ihren Eltern und ihren beiden jüngeren Brüdern in Annecy. Ihr Vater arbeitete in einer Firma, die Brillenfassungen herstellte; einer ihrer Brüder wurde Optiker. Florence war eine große, sportliche, gutaussehende junge Frau, die Lagerfeuer mochte, gern mit Freunden ausging und für die Feiern der Seelsorge Kuchen buk. Sie war auf eine natürliche Art katholisch. Alle, die sie kannten, beschreiben sie als offen, aufrichtig, solide und lebenslustig. »Eine klasse Frau, ein bisschen traditionell ...«, sagt Luc Admiral. Das Gegenteil von dumm, aber auch nicht gerissen, denn insofern sie nichts Böses tat, sah sie das Böse auch nicht. Sie schien für ein unscheinbares Leben bestimmt zu sein, dessen Lauf ein Zweifler – doch sie kannte keinen – per se als deprimierend beurteilt hätte: ein nicht sonderlich ambitioniertes Studium, genügend Zeit, um einen Mann zu finden, der genauso bodenständig und herzlich ist wie man selbst, zwei oder drei hübsche Kinder, die man mit festen Prinzipien und fröhlichem Humor erzieht, ein Häuschen mit gut ausgestatteter Einbauküche in einer Vorstadtsiedlung, große Weihnachts- und Geburtstagsfeiern im Familienkreis mit mehreren Generationen, Freunde, die einem ähnlich sind, einen allmählich, aber kontinuierlich steigenden Lebensstandard, der Auszug des einen Kindes, dann der des anderen, ihre Hochzeiten, das Zimmer des Ältesten wandelt man in ein Musikzimmer um, weil man wieder Zeit zum Klavierspielen findet, der Mann geht in Rente, die Zeit ist so schnell vergangen, man beginnt, melancholische Momente zu haben, das Haus zu groß zu finden, die Tage zu lang, die Besuche der Kinder zu selten, man denkt an diesen Typen zurück, mit dem man mit

Anfang Vierzig eine kurze Affäre hatte, die einzige, es war furchtbar damals, die Heimlichkeit, der Rausch, die Schuldgefühle, später erfährt man dann, dass auch der Mann ein Verhältnis gehabt hat, dass er sogar an Scheidung gedacht hat, der Hersteinbruch lässt einen frösteln, es ist schon Allerheiligen, und eines Tages erfährt man nach einer Routineuntersuchung, dass man Krebs hat und also Schluss ist und dass man in ein paar Monaten unter der Erde liegen wird. Ein gewöhnliches Leben, das sie jedoch zu bejahen und in dem sie sich einzurichten gewusst hätte, so wie eine gute Hausfrau einem Haus eine Seele verleiht und es für ihre Familie zu einem Heim macht. Von etwas anderem scheint sie nie geträumt zu haben und auch nicht heimlich irgendwelchen Hirngespinnsten nachgelaufen zu sein. Vielleicht schützte ihr Glauben sie davor, der sehr tief gewesen sein soll: Sie hatte keine überhöhten Erwartungen und nicht den geringsten Hang zur Flucht oder Unbesonnenheit und natürlich noch weniger zur Tragödie.

(Bevor sich diese dann ereignete, hatte übrigens jeder Jean-Claude für den perfekten Ehemann für eine solche Frau gehalten. Während des Prozesses nahm die Richterin Anstoß an Pornovideos, die er gekauft hatte, und fragte ihn unbedarft, was er damit getan habe. Als der Angeklagte antwortete, er habe sie angesehen, zuweilen auch mit seiner Frau, empörte sie sich, er diffamiere das Andenken an die Verstorbene. »Meinen Sie, irgendjemand hier kann sich vorstellen, wie Florence sich Pornovideos anschaut?«, rief sie aus und er senkte den Kopf und murmelte:

»Nein, das ist mir klar, aber mich hat sich ja auch niemand dabei vorgestellt.«)

Diesen geradlinigen, klaren Lebensweg, der ganz natürlich zu Florence zu gehören schien, wollte er teilen. Schon mit vierzehn, sagt er, habe er sich ihr versprochen geglaubt. Es spricht zwar nichts dagegen, doch es ist auch nicht sicher, dass seine Wahl sofort auf Gegenliebe stieß. In Lyon teilte sich Florence mit zwei Mitstudentinnen eine kleine Wohnung. Schenkt man diesen Glauben, war Florence eher genervt, wie hartnäckig und zugleich schüchtern dieser Cousin aus dem Jura, der vor allem ihren Eltern gefiel, ihr den Hof machte und, von diesen gewissermaßen mit ihrer Überwachung beauftragt, niemals versäumte, sie auf dem Bahnhof in Lyon zu erwarten, wenn sie sonntagabends aus Annecy zurückkam. Sie war sehr kontaktfreudig, er dagegen kannte niemanden, und so schloss er sich ihrem Freundeskreis als Zaungast an. Niemand störte sich daran; doch es kam auch keiner auf die Idee, ihn anzurufen, wenn er nicht da war. In dieser kleinen, unternehmungslustigen Clique, die nette Ausflüge in die Berge machte und samstagabends manchmal tanzen ging, hatte er die Rolle des nicht besonders witzigen, aber freundlichen Musterknaben. Luc Admiral dagegen war der natürliche Anführer. Er war ein hübscher Kerl, selbstsicher ohne Dünkel, katholisch ohne Frömmerei, und als Spross einer alteingesessenen Lyoner Arztfamilie, der seine Zukunft plante und zugleich entschlossen seine Jugend genoss, verstand er sich ohne jede Hintergedanken blendend mit Florence. Jean-Claude reichte ihm seine Mitschriften weiter, die so akkurat waren, als wären sie extra angefertigt worden, um von anderen gelesen zu werden, und Luc schätzte seine Ernsthaftigkeit und Loyalität. Mit Lobeshymnen auf ihn stellte er gern seine Urteilskraft unter Beweis, die nicht bei Äußerlichkeiten haltmachte: Wo andere nur ein gutmütiges,